

Markus WOLF, Hellenistische Heiligtümer in Sizilien. Studien zur Sakralarchitektur innerhalb und außerhalb des Reiches Hierons II. DAI Sonderchriften Bd. 20. Wiesbaden: Reichert Verlag 2016, 121 S., 106 Tafeln, 8 Beilagen

In dem vorliegenden Band setzt M. Wolf eine bewährte und hoch verdienstvolle Aufgabe fort, nämlich neben bedeutenderen auch kleinere oder unbekanntere Bauten zu publizieren, und baut damit zugleich einen sowohl inhaltlichen als auch räumlichen Schwerpunkt seiner bisherigen Forschungen aus. Der Band ist in sechs Kapitel gegliedert, wobei die ersten fünf Kapitel der Beschreibung und Rekonstruktion von Befunden auf der Grundlage neuer Bauaufnahmen dienen. Das sechste Kapitel will die Bauten kontextualisieren. Zielsetzung des Bandes ist es, „die Bautätigkeit im Reich Hierons II. noch präziser zu bestimmen und durch die besondere Formgebung an den Heiligtümern, mit denen Hieron II. seine Städte bedacht hat, die baulichen und kulturellen Aktivitäten Hierons besser nachzuzeichnen, was bisher nie unternommen wurde.“ (S. 11)

Im ersten Kapitel stellt Verf. zwei Befunde in Tauromenion vor. Bei dem Tempel von S. Caterina handelt es sich um einen Peripteraltempel, an dessen südwestlicher Langseite ein Odeion ansetzt, mithin eine recht eigenartige und einzigartige Kombination, die Fragen aufwirft. Nach der Befundbeschreibung des Komplexes erfolgt dessen Rekonstruktion. Vom Tempel sind Säulenstandspuren auf dem Stylobat erhalten, sowie einige wenige Bauglieder, wie dorische Säulentrommeln und Schräggeisonblöcke, nicht jedoch Architrav und Triglyphon. Die Rekonstruktion, auch die der Säulenhöhe, fußt daher auf einer rechnerischen Hypothese, wobei anzumerken ist, dass Annahmen wie die des oberen Säulendurchmessers zwar grundsätzlich glaubhaft sind, aber doch ohne Belege aus der Vergleichsarchitektur bleiben (S. 18f.). Die aus den Standspuren gesicherte doppelte Eckkontraktion wird genutzt, um unter Verwendung der ebenso altbekannten wie auch umstrittenen Formel die Triglyphenbreite zu berechnen (S. 19). Dies ist ein kluger methodischer Ansatz, aus dem anschließend die Metopenbreite abgeleitet werden kann. Das so rekonstruierte Triglyphon findet seinen Rückhalt in dem Normaljoch, während sich die Eckkontraktion nur auf das Joch, nicht aber auch auf die Triglyphenzone erstreckt – sofern die Rekonstruktion das Richtige trifft. Eingefügt ist dann ein Exkurs über hellenistische Peripteraltempel (S. 19-22), der aber wenig Neues bringt. Immerhin fügt sich der Tempel von S. Caterina in einen Strang der spätklassisch-hellenistischen Entwicklung von Peripteraltempeln ein, nämlich den Verzicht auf das Opisthodom. Die Rekonstruktion des südlich an den Tempel ansetzenden Odeions ist, soweit der Befund es zuläßt, gesichert, wäh-

rend die Rekonstruktionshypothese des verlorenen Bereichs über der summa cavea glaubhaft ist. Es ergibt sich so das seltsame Bild einer Bühnenwand, die durch die Pteron eines bestehenden Sakralbaus gebildet und in einen Innenraum einbezogen wird und eben nicht aus einer Schaufassade besteht (S. 23). Im Anschluss an die Rekonstruktion des Odeions folgt ein kurzer Exkurs zu Odeia. Die Datierung (S. 25-26) geht zwangsläufig von zwei Hauptphasen aus, dem des Tempels, der aufgrund eines hieronischen Blattkymas am Geison wohl gegen die Mitte des 3. Jhs. v. Chr. (W. v. Sydow) errichtet wurde, und der Anfügung des Odeions. Dieses weist nur eine Bauphase auf, die über die verwendeten Ziegel, die mit denen des großen Theaters in Taormina identisch sind, vom Verf. ebenfalls in hadrianische Zeit datiert wird.

Als zweiter Bau in Taormina folgt der Tempel von S. Pancrazio (Kapitel II). Es handelt sich um einen sehr gut erhaltenen Kernbau, in den eine barocke Kirche eingebaut ist. Süd- und Nordmauer der Cella sind noch mehrere Meter hoch erhalten. Die Binnengliederung des antiken Baus ist durch den Einbau nur noch in Einzelbeobachtungen zu klären, so durch Glasfenster in dem Boden der Sakristei, die einen Blick auf die Euthynterie ermöglichen (S. 29). Die Rekonstruktion als Antentempel ist durch die übereinstimmende Länge von Krepis und Cellawand gesichert, den unteren Säulendurchmesser leitet Verf. von der Cellawandstärke mit ca. 0,90 m ab. Säulen- und Wandhöhe werden von der erhaltenen Befundhöhe mit mindestens 5,5 m entwickelt (S. 31). Soweit ist die Rekonstruktion in allen Punkten gut nachzuvollziehen. Kapitelle oder Gebälkblöcke sind nicht erhalten, eine dorische Ordnung wird dann ohne weitere Begründung angenommen. Für die Frieslänge, die gut eingegrenzt werden kann, werden 15 Triglyphen-Metopen-Einheiten zuzüglich einer Schluss-triglyphe angenommen und deren Einzelmaße entsprechend üblichen Proportionen rekonstruiert. Daraus folgt dann für die Front ein Drei-Metopen-Schema. Der Rekonstruktionsgang als solcher ist plausibel, doch fehlt eine Diskussion, wieso keine ionische Ordnung vorliegen kann. Verf. vergleicht abschließend den Tempel von S. Pancrazio mit dem der Meter in Mamurt Kaleh. Angesichts der nicht eingehend begründeten und wegen des Erhaltungszustandes notwendigerweise hypothetischen Rekonstruktion ist die Grundlage dieses Vergleichs augenfällig schwach, jedoch kann auch ein dorischer Antentempel in Megara Hyblaia angeführt werden (S. 32). Die Zuweisung zum hieronischen Bauprogramm und dessen Interpretation kann zwar auf ältere Untersuchungen verweisen, ist aber insgesamt doch recht apodiktisch. Auch an dieser Stelle wäre Ausführlichkeit und differenzierte Diskussion sinnvoll gewesen (S. 32), eine halbseitige Begründung ist angesichts der Datierungsspielräume kaum ausreichend.

Im dritten Kapitel behandelt Wolf den Großen Altar Hierons II. in Syrakus, der bereits von Koldewey und Puchstein publiziert worden ist (S. 33). Wolf

legt jedoch eine Neuaufnahme des Bestandes vor. Für eine Rekonstruktion (S. 41) sind genügend Reste erhalten, so Architrav-, Triglyphen- und Geisonblöcke einer ‚großen‘ und Geisonblöcke einer ‚kleinen‘ Ordnung. Sie gehören offenbar zu Wandordnungen. Der Altar besaß ein Kammersystem mit einer Erdaufschüttung und einer Abdeckung aus Steinplatten. Verf. korrigiert nun den älteren Vorschlag, indem er sowohl die Höhe des Altars niedriger ansetzt als auch eine Deckung der Rampe annimmt. Die kleinere Ordnung wird an dem Untergeschoss, die größere an dem Altartisch angenommen. Für das Verhältnis des Altartisches zu dem Unterbau legt Verf. zwei Alternativen vor: zum einen eine Plattform mit der ‚kleinen‘ Ordnung an der Außenseite, auf der sich der Altartisch mit der ‚großen‘ Ordnung erhebt, und zum anderen einen brüstungsartigen Umgang um den Altartisch. Zwei Atlanten flankierten einen rampenartigen Aufgang im Inneren des Unterbaus (Abb. 17-18). Kleinere Reste einer ionischen Ordnung werden für ein axiales Propylon in Anspruch genommen und auch die den Hof umgebenden Portiken sind durch die neue Bauaufnahme jetzt besser bekannt (S. 47) und ergeben ein nachvollziehbares, stimmiges Bild des gewaltigen Temenos, wenngleich die Überlieferung der Bauglieder insgesamt spärlich ist und die Rekonstruktionen somit auch angreifbar werden. Die Datierung (S. 47-48) ist hingegen nicht ganz unproblematisch, sie stützt sich im Wesentlichen auf die Gestaltung der Triglyphen und der Geisonprofile. Dies ist nicht viel, gerade im Hellenismus werden strenge Entwicklungslinien von Einzelformen eher aufgelöst, wie sich am Beispiel der Kapelle zeigt. Zudem waren die Gebälke wohl auch Träger von Stuck, der seinerseits die Form des Trägers variieren konnte. Über die Datierung von Sydows, der im Vergleich mit dem Bühnenhaus des Theaters von Syrakus (nach 235 v. Chr.) argumentierte, kann daher auch Verf. nicht hinauskommen, was ihm aber keinesfalls anzulasten ist. Des Weiteren hält er eine einzige Bauphase für wahrscheinlich. Interessant ist die These einer Verbindung von Theater und Altar im Rahmen des jährlichen Festes und einer Versammlung des Sikeliotenbundes (S. 49f.). Hier folgt Verf. dem Vorschlag Malcom Bells III. Der Große Altar wäre dann dem im Zentrum des Kultes stehenden Zeus Olympios gewidmet gewesen, wobei die Atlanten ein verbindendes Element mit dem Großen Tempel in Agrigent und dem Prunkschiff Hierons II. darstellten. In der folgenden Einbettung des Großen Altars von Syrakus in die Reihe griechischer Monumentalaltäre stellt Verf. nochmals zu Recht das Besondere an der Ausformung, aber auch der ungeheuren Dimension des Baus fest.

Im vierten Kapitel wendet sich der Verf. dem Meter-Heiligtum in Heloros zu, einem beachtlichen Ensemble aus einem Naiskos mit einer Risalit-Stoa sowie einige Kult,räumen‘. Von dem Tempel (S. 57f.) sind noch die Felsbettungen und einige Blöcke des Fundaments erhalten, welche die Einteilung der Cella

erkennen lassen. Verf. beschränkt sich auf die Behandlung der Hauptphasen, Reste von Vorgänger- und Nachfolgebebauung sind zwar im Plan (Beil. 6) aufgenommen, werden aber leider nur kurz angesprochen (S. 70). Einige dorische Bauglieder (Säulentrommeln, Gebälkblöcke) können dem Tempel zugewiesen werden, die, ohne eingehende Diskussion (S. 63), für einen dorischen tetrastylen Prostylus in Anspruch genommen werden. Die Einteilung des Triglyphons ist ungewöhnlich: Zu einer erhaltenen Triglyphenbreite von 46,5 cm wird eine Metopenbreite von immerhin 91,6 cm rekonstruiert (S. 64). Grund dafür ist, dass die Stylobatbreite für ein durchgehendes Drei-Metopen-Schema nicht ausreicht. Man wird dieses ungewohnte Verhältnis von Triglyphen- zu Metopenbreite von fast 1:2 aber akzeptieren müssen, denn eine Kontrollrechnung des Rez. mit einem um eine Metopen-Triglypheneinheit erweiterten Mittelinterkolumnium ergäbe zwar eine ‚gefälligere‘ Metopenbreite von nur 76 cm (und damit 1:1,6), jedoch kann ein entsprechendes Friesachsmaß nicht auf die Stylobatlänge von 18,2 m verteilt werden. Mitsamt dem unteren Säulendurchmesser von immerhin ca. 1,13 m (!) ergibt sich eine recht gedrückte Proportionierung des kleinen Baus (Abb. 33). Auch die Stoa ist weitgehend abgetragen, doch ähnlich wie im Falle des Tempels ist auch hier der Grundriss von Haupthalle und Paraskenien gut erkennbar. Ihr werden eine ionische und eine dorische Ordnung zugewiesen, sodass Verf. eine Zweigeschossigkeit annimmt. Eine unkannelierte Halbsäule ist in situ erhalten und damit wesentlich für die Rekonstruktion der dorischen Ordnung. Die Rekonstruktion von Halle mit westlichem Risalit ist nachvollziehbar, jedoch ist das östliche Paraskenion nur einstöckig mit einem dorischen Giebel. Daraus folgt eine merkwürdige Verschneidung mit der zweistöckigen Halle, so dass sich im Osten quasi ein eigenständiger kleiner Naiskos ergibt. Ungewöhnlich ist aber auch die von der Firsthöhe der Haupthalle abweichende Firsthöhe des westlichen Risalits, die zu einer komplizierten Dachlösung führen muss. Nachgewiesen ist sie durch unterschiedliche Neigungen der Schrägeisen. Durch die größere Höhe des Risalitfirsts wird auch hier dessen Eigenständigkeit betont. Gerade an dem Beispiel von Stoa und Tempel des Demeter-Heiligtums von Heloros zeigt sich, wie wichtig die Publikation dieser vom Gewohnten abweichenden Bauten als Korrektiv unserer Vorstellungen sind! Die fünf Strukturen, die sich zwischen Tempel und Halle verteilen, werden als Räume bezeichnet, tatsächlich sind in einigen Fällen Türschwelle erhalten. Die Rekonstruktion als überdachte Räume ist aber, nicht nur wegen der Flachdächer, nicht überzeugend (Abb. 32). Sinnvoller wäre hier die Annahme auch andernorts nachgewiesener kleiner Periboloi innerhalb größerer Heiligtümer, sodass es sich vielleicht um einfache Mauern mit Durchgängen und nicht um ‚Räume‘ handelte. Die Datierung von Tempel und Halle gehört nach v. Sydow aufgrund der Ornamentik in die Mitte des 3. Jhs. v. Chr.

Der letzte im Band vorgestellte Bau ist das sog. Oratorium des Phalaris in Agrigent (Kap. V). Der durch eine Nachnutzung als Kapelle hervorragend erhaltene kleine Podiumstempel liegt oberhalb der Sitzstufen des Ekklesiasterions. Bei jüngeren Ausgrabungen wurde, eingebettet in die Sitzstufen, auch der zugehörige Altar gefunden (S. 76f.), sodass die Funktion als Sakralbau nun gesichert ist. Abschnitte des dorischen Architravs sind in situ erhalten, hinzu kommen ein Fries- und ein Geisonblock, was zusammen mit den Abmessungen des Podiums und der Cella die gesicherte und problemlose Rekonstruktion als tetrastylen dorischen Prostylon ermöglicht. Das ‚Oratorium‘ entstand nach dem Ekklesiasterion. Keramikfunde und baugeschichtliche Analyse, insbesondere natürlich das Podium, weisen in den ausgehenden Hellenismus und deuten auf starken römischen Einfluss.

Im letzten Kapitel nimmt sich Verf. dann der Aufgabe an, die besprochenen Bauten in ihren architekturgeschichtlichen Kontext einzuordnen und zu bewerten. Dazu werden zunächst eine Reihe von unbekanntem, aber auch bekannten Vergleichsbauten, u.a. solchen mit deutlich punischem Einfluss, vorgestellt.

Markus Wolf hat sich das große Verdienst erworben, fünf aus unterschiedlichen Gründen sehr interessante Bauten in adäquater Form vorgestellt zu haben. Die Beschreibungen sind durchweg ausführlich, jedoch mitunter schwer nachzuvollziehen, weil auf eine eindeutige Nummerierung von Befunden verzichtet wurde. Die Rekonstruktionen sind fundiert und überzeugen. Weniges ist hier zu diskutieren, wirklich zu bemängeln nichts. Die Ausstattung des Bandes ist angemessen, verweisen wird man höchstens auf den Umstand, dass die Vorbereitung der Objekte für die Fotokampagnen nicht immer optimal war. Leider sind die Befunde auf den Photos teilweise von Unkraut überwachsen, es ist schade, dass bei der neuen Bauaufnahme Geld und Genehmigung für eine einfache Reinigung des Befundes offenbar nicht zur Verfügung standen, hier wurde eine Chance vertan.

Die Arbeit wäre im Grundsatz also durch die Bearbeitung der Bauten gerechtfertigt, leider wird sie aber ihrem Anspruch, hieronische bzw. hellenistische sizilische Architektur zu behandeln, nicht gerecht. Hierzu fehlen m.E. wichtige Grundlagen. Zum einen würde man sich bei einem derartig programmatischen Ansatz wie in dem Buch (s.o.) doch eine Diskussion des Forschungsstandes wünschen: Wodurch zeichnet sich hieronische Architektur aus, worin wird das ‚Bauprogramm‘ konstituiert, welche Zielsetzung hat es? Worin unterscheidet sich die sizilische hellenistische Architektur von derjenigen anderer Regionen? Dies wäre an sich schon eine Arbeit wert. Wichtiger ist aber die Frage, warum die vorgestellten Bauten Teil eines Bauprogramms gewesen sein sollen und

was ihre Aussage oder Funktion innerhalb des Programms war? Eine zeitliche Geschlossenheit kann nicht allein Begründung der Zugehörigkeit zu einer Programmatik sein, höchstens einen Hinweis bieten. Insgesamt fällt nämlich der unterschiedliche Charakter der Bauten auf. So ist der Große Altar zweifellos ein Monumentalbau, dem man aufgrund seiner konzeptionellen Innovation, seiner Größe und Lage eine Signalwirkung zubilligen wird. Bei dem eher ‚provinziell‘ wirkenden Tempel in Heloros mit seinen ungewöhnlichen Gebäckproportionen fällt aber eine wirkliche Einbindung in ein hieronisches Programm – wenn es denn zentral gesteuert gewesen sein sollte – schwer. Zeitlich aus dem Rahmen fällt der Tempel in Phalaris, der schon deswegen keine hieronische Programmatik zum Ausdruck bringen kann, weil Verf. zu Recht starken römischen Einfluss erkennt. Gleichzeitig ist seine Auswahl als ‚argumentative und methodische Negativfolie‘ gezwungen – steht der Bau denn stellvertretend für späthellenistische sizilische Sakralarchitektur? Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, dass es sich zwar um sehr lohnenswerte, letztlich aber doch disparate Architekturen handelt, deren Zusammenstellung eher auf dem Zufall der Rechteübertragungen bzw. Zugänglichkeiten beruhte als auf dem Versuch, eine umfassende Darstellung hieronischer oder gar hellenistisch-sizilischer Architektur zu liefern. Dieses Monitum setzt sich leider fort. Auch aus dem Kapitel V, das sich Vergleichsbauten widmet, lernt man zwar viel über die ausgewählten Bauten, aber wenig über einen Kontext. Vergleiche, Würdigungen oder Einordnungen der bearbeiteten Architekturen bleiben weitgehend aus und auch die Zusammenfassung heilt in diesem Punkte nur wenig: Gerade einmal auf zwei Seiten (102f.) wird kontextualisiert, im Übrigen werden Baubeschreibungen und Rekonstruktionen zusammengefasst. Der Leser bleibt nach der Lektüre folglich mit einem indifferenten Gefühl zurück: Einerseits lernt man viel über fünf sehr kennenswerte hoch- (bzw. spät-)hellenistische Bauten auf Sizilien, andererseits bleiben aber die vom Verf. geweckten Erwartungen bezüglich der hieronischen Architektur und der hellenistischen Architektursprache unerfüllt – wenigstens beim Rezensenten. Das ist schade und unnötig, weniger wäre hier mehr gewesen. Um aber nicht mit einem negativen Eindruck zu enden: Die Vorlage der Bauten ist wichtig und gelungen, es ist keine Frage, dass der Band in jede Fachbibliothek gehört!

Prof. Dr. Torsten Mattern
Universität Trier
FB III – Klassische Archäologie
Universitätsring 15, Raum BZ 37f
D-54286 Trier
E-Mail: Mattern@uni-trier.de